

Das Wrack.

Von H. K.

Es stehen die Stürme, Die Unheil gebracht, Es lüpfen die Wellen Nun wieder ganz hoch. Es eilet des Betters So furchtbare Hand Hinweg mit den Wolken, Die Blitze gelandt. Es glänzt in der Sonne Selbstgeordnet Schein Von Neuem die Fläche So hell und so rein. Man sieht in dem weiten, Unendlichen Raum Nichts anders als Himmel, Als Wasser und Schaum. Nur dort in der Ferne Ein winziges Ding, Es ist wohl ein Schiff, das Dem Sturme entging. Doch jetzt — es kommt näher — Wie sieht es denn aus? Es macheten die Stürme Ruinen daraus. Es hat keine Segel, Es steht sein Mast, Und nie unterm Meere Die Mannschaft hält Mast. Doch über dem Wasser Am Rumpfe, hel, dort Am obersten Planke Erblickt man ein Wort. Jetzt kann man es lesen, Das Wrack ist ganz nah, Sein Name war „Doffnung,“ Geschrieben steht's da. Zur Ruh' geht sein Leben, Zu Ende sein Glück, Und bald ist entschunden Das Schiff meinem Blick. Ein Kränlein der Wellen Nur kann ich noch seh'n, Doch bald wird die letzte Spur auch vergeh'n.

Jacques Grenauds Schwiegersohn.

Novellette von H. Fen.

„Und wenn Du dich auf den Kopf stellst, Vater, was Dir, nebenbei gesagt, gar nicht gelingen wird, den Pierre nehm ich doch nicht zum Mann, lieber 'nen Haifisch!“ „Wäbel!“ Es gelang Herrn Jacques Grenaud, Schiffsbefiger zu Marseille und Patron der „Belle Heloise“, noch einmal, die aufsteigende Wuth zu bemätern, aber ein Gewitterkundler hätte mit Sicherheit prophezeien können, daß dies das letzte Mal war, und daß es bei fortgesetztem Widerstand unfehlbar einschlagen müßte. Das sah auch Anne, die einzige Tochter Jacques Grenauds, ein und begnügte sich damit, lautlos Opposition zu machen, indem sie sich abseits abwandte und fortfuhr, mit dem Staubtuch zu hantieren. Ihr Vater sah ihr eine kleine Weile aufmerksam zu, dann sagte er etwas müder: „Wenn Du mir nur einen vernünftigen Grund angeben wolltest, Anne!“ Das Mädchen hatte sich ihm rasch zugewandt: „Einen Grund? Ich kann Dir zehn nennen; eriens, ich liebe ihn nicht.“ „Pöffen!“ brumnte der alte Schiffer, „ich habe vernünftige Gründe verlangt; ob Du ihn liebst oder nicht, ist mir gleichgiltig.“ „Aber ich kann ihn nicht ausstehen, nicht sehen, nicht hören, und Du wirst mir doch zugeben, Vater, wenn man einen Menschen heirathen und stündlich mit ihm zusammen sein soll, dann —“ „Gewöhnt man sich an ihn, und das gibt schließlich die besten Ehen. Erzähl mir doch keine Geschichten! Der verdammte Italiener, den mir der Satan als Steuermann auf die „Belle Heloise“ gebracht hat, der steckt Dir im Kopf, und deshalb ist Dir der Pierre so unaußersichtlich; aber das sag' ich Dir, wenn wir von Smyrna zurückkommen, so jage ich diesen Angelo, daß er seine Namenbrüder im Himmel singen hört. Darauf kannst Du Dich verlassen.“ Draußen war Herr Grenaud, und seine Tochter athmete erleichtert auf, obgleich er die Thür in's Schloß geworfen hatte, daß das kleine Häuschen bebte. Im Grunde hatte der alte Schiffer ja gar nicht so Unrecht. Vielleicht, wenn der Italiener nicht gekommen wäre — nein, für Pierre mit den vorstehenden Froschaugen und dem ungläublich häßlichen, wulstigen Mund, voll schlechter Zähne, für den hätte sie sich nie interessieren können, nie — und wenn er der einzige junge Mann in ganz Marseille gewesen wäre. Aber Pierre Berneau hatte Geld, während Angelo Villani nichts als sein Steuermannsgehalt besaß, und deshalb redete der Vater dem Ersteren das Wort und haßte den Italiener, der, wie er glaubte, ganz allein die Schuld trug, daß seine Pläne sich noch nicht verwirklicht hatten. Am liebsten hätte er ihm schon lange den Laufpaß gegeben, aber das mußte er sich selbst eingestehen, Villani war ein so tüchtiger Steuermann, wie nicht leicht ein zweiter zu finden war, und weil er in Anne verliebt war, diente er auf dem Schiff des alten Grenaud für einen Lohn, der zu seinen Leistungen in gar keinem Verhältnis stand. Das hatte den Patron der „Belle Heloise“ bezogen, ihn so lange zu behalten, aber sobald die nächste Fahrt, die morgen früh angetreten werden sollte, vorbei war, machte er ein Ende. Es würde sich wohl ein anderer Steuermann finden, der ebenso geschickt und muthig wie der Italiener war, denn

Muth war in dieser schweren Zeit, unsere Geschichte spielt 1780, wo die englischen Kaperschiffe wieder alle Gewässer umher machten, das Haupterforderniß eines Seefahrers, und leider mußte sich Grenaud fragen, daß die Bemannung der „Belle Heloise“ durchaus nicht aus Helden bestand, die im Nothfall sein Schiff und dessen Ladung mit ihrem Leben verteidigen würden. Wäre das Wetter nicht so herrlich und die Gelegenheit, einen großen Posten Seide und Baumwolle von Smyrna herüberzuschaffen, nicht gar so günstig gewesen, der Alte hätte vielleicht doch ruhigere Zeiten abgewartet, aber seine Habgier ertrug den Gedanken nicht, daß ein Anderer ihm das schöne Geschäft vor der Nase wegknappen könne, und so führte er denn seinen Entschluß aus und segelte am anderen Morgen mit günstigem Wind von Marseille ab. Die Hinfahrt ging gut von Statten, früher, als man gehofft hatte, legte das Schiff in Smyrna an. Nun ging's an's Einladen und Grenaud rief sich vergnügt die Hände, wenn er bedachte, welch' schönes Sümmchen er an den prächtigen Seidenballen verdienen würde, die da unten im Schiffsraum verhault wurden. Freilich war noch nicht aller Tage Abend, und mit dem Einladen allein war's nicht gethan. Hörte man doch täglich von den Besatzungen einlaufender Schiffe erzählen, wie sie da und dort verfolgt, angehalten und ausgeplündert worden waren. Was bot Grenaud eine Sicherheit, daß es ihm nicht ebenso gehen würde? Er verzögerte deshalb die Abreise von Smyrna von einem Tage zum anderen, bis endlich etwas beruhigendere Nachrichten einliefen. Da bejahl er seine Procht und sich den Heiligen, und „La Belle Heloise“ lichtete die Anker. Das Gebet Grenauds schien erhört worden zu sein. Der Wind war günstig, das Wetter herrlich und weit und breit kein englisches Fahrzeug zu sehen. Schon waren sie im Golfe von Vion, gewissermaßen vor der Thür von Marseille, als der Mann im Mastkorb ein Schiff bemerkte, das geradezu wegs auf „La Belle Heloise“ zuhielt. Als es näher kam, unterschied man auf Grenauds Schiff deutlich die englische Flagge an dem fremden Fahrzeug, und so ungläublich es auch schien, daß der Kaper die Freiheit haben würde, sich an hellen Tage hier, beinahe vor den Thoren von Marseille seiner Beute zu bemächtigen, so unverkennbar war doch seine Absicht, es zu thun. In ohnmächtigem Grimm verwünschte Grenaud seine Beute, sein Schiff, dessen Ladung, sich selbst — aber vor Allem zehntausendmal die Engländer.

„Und nun seid unbesorgt und vertraut mir! Geht Alle unter Deck, auch Ihr, Patron, und daß mir Keiner vorkommt, eh' ich ihn rufe!“ In wenigen Augenblicken war das Deck leer, bis auf Villani, der sich auf einen Haufen Taus legte und gelassen dem sich jählich nähernden Piratenschiff entgegenah. So verfloß über eine Stunde in banger Erwartung. Endlich war der Engländer der „Belle Heloise“ auf kurze Weile gekommen, und Villani hörte, wie er die Bemannung des Schiffes durch's Sprachrohr aufforderte, die französische Flagge herunter zu nehmen. Villani antwortete, ebenfalls durch's Sprachrohr, einige Worte, aber mit so leiser, matter Stimme, daß er drüben entschieden nicht verstanden wurde; denn man wiederholte an Deck des Engländers den Befehl und begleitete ihn mit einigen Redensarten, die man in allen Komplimentirbüchern der Welt umsonst finden würde. Nun ließ sich Villani herab, ein wenig lauter zu antworten, und die Engländer verstanden wenigstens einzelne Worte, wie: „Ich todtmatt — nicht mehr im Stande.“ — „Nun, zum Henker!“ schallte es wieder von drüben, „so soll ein Anderer den vermaldeuten Fegeln herunterholen!“ Kläglich tönte es wieder von der „Belle Heloise“ herüber: „Ist Keiner mehr auf Deck als ich.“ Der Engländer ließ einen Augenblick das Sprachrohr sinken und sagte verblüfft: „Hol mich der — Kapitän — da drüben ist was nicht in Ordnung; woollt' mir schon lang' nicht gelassen, daß sie den alten Kapitän treiben lassen, wie er gerade Luft hat!“ Der Kapitän nickte beifolgend, dann meinte er: „Sonst reißn sie doch aus vor uns, versuchen's wenigstens, aber der Franzose da drüben hat, seit ich ihn beobachte, noch nicht eine verdächtige Bewegung gemacht. Na, in's Klare müssen wir jedenfalls kommen, frag' weiter, Johnny!“ Der nahm sein Sprachrohr wieder auf und brüllte hinüber: „Wo steckt denn die Besatzung?“ Jetzt konnten die Engländer jedes Wort klar und deutlich verstehen; „Der Kapitän und sechs Matrosen sind schon todt und über Bord, fünf liegen noch krank unten, um Gottes willen, erbarmt Euch unser!“ Die Gesichter der Engländer waren immer länger und finstrier geworden, und mit einer gewissen Scheu fragte der Mann am Sprachrohr: „Was fehlt denn den Leuten?“ — „Peft!“ Klar und scharf tönte das entsefliche Wort durch die reine, ruhige Luft. Kaum hatten aber die Schallwellen die Ohren der Engländer erreicht, als diese wie auf ein Kommando nach der anderen Seite des Schiffes hinüberstürzten, als ob sie dort entfernter von dem Gräßlichen wären. Der Kapitän selbst gab augenblicklich Befehl, das Schiff zu wenden und nach der offenen See hinaus zu halten, während Johnny, sein Vertrauter, sich nicht enthalten konnte, noch einmal hinüberzurufen — die mehrstimmige nutzlose Jagd hatte ihn erbittert: „Hol Euch der — nein, ich will Euch nicht's Böses mehr wünschen — Gott mög' Euch gnädig sein, aber thun kann ich nichts für Euch, Mann, werdet's einfehn, wir können nicht um einiger Franzosen willen, die vielleicht schon todt sind, das Leben unserer braven Burschen auf's Spiel setzen.“ Ueber die Brauseheit Derer da drüben zerbrach sich

besten hinhalten, und so meinte der Patron denn bedächtig: „Um, wenn Ihr das fertig brächtet, dann würd' ich Euch wohl noch länger in meinem Dienft behalten.“ Troz des Grutes der Situation lachte Villani hell auf. „Nein, was Ihr großmüthig seid, Patron! Aber ich bin ein anspruchsvoller Geiell, damit gebe ich mich nicht zufrieden.“ Grenaud, der in der Eile sein Gebirn vergeblich zermartert hatte, den Ausweg Villanis ebenfalls zu finden, brummte in seinen mächtig schönen Bart: „Ich werde Euch auch eine Kleinigkeit mehr geben als bisher.“ Jetzt schwoß die Forderung auf der Seite des Italieners; trotzdem sagte er mit spöttischer Höflichkeit: „Witlich? Hüte Euch wohl, Patron, daß Ihr nicht gar zu freigebig seid! Doch nun ist's genug mit den Scherzen. Ihr wißt recht gut, was ich von Euch wünsche, warum ich Euch bitte, also überlegt's Euch, aber nicht allzu lange, denn der höllische Engländer ist uns schon ein gut Stück näher gekommen!“ In Grenauds Hirn wirbelten Seidenballen, Tochter und Piraten wild durch einander, er unterschied nichts mehr als das englische Fahrzeug, das mit windgeblähten Segeln auf ihn zuzustürzen schien, um ihm den schon so sicher geglaubten Profit zu entreißen und außerdem noch unermeßlichen Schaden zuzufügen. Nein, das durfte nicht sein, und wenn der verd... Italiener ein Mittel wußte, das Schlimmste abzuwenden, dann mochte er es anwenden — um jeden Preis! Das ließ sich Villani nicht zweimal sagen. Mit wenig Worten verformelte er die übrige Bemannung des Schiffes um sich und den Patron. Dann sprach er fest und kurz: „Kameraden! Ich rufe Euch Alle zu Zeugen an, daß mir unser Patron Jacques Grenaud die Hand seiner Tochter zugesagt hat, wenn ich ihm Schiff und Ladung von den Piraten unbehelligt in den Hafen von Marseille bringe. Ist's nicht so, Patron?“ — „Ja,“ bestätigte dieser, „ich hab' ihm die Hand meiner Anne versprochen, wenn er wörtlich hält, was er mir zugesagt.“ Der gegenseitige Vertrag wurde durch einen kräftigen Handschlag der beiden Männer befestigt, dann lagte der Italiener: „Und nun seid unbesorgt und vertraut mir! Geht Alle unter Deck, auch Ihr, Patron, und daß mir Keiner vorkommt, eh' ich ihn rufe!“

„Nun, zum Henker!“ schallte es wieder von drüben, „so soll ein Anderer den vermaldeuten Fegeln herunterholen!“ Kläglich tönte es wieder von der „Belle Heloise“ herüber: „Ist Keiner mehr auf Deck als ich.“ Der Engländer ließ einen Augenblick das Sprachrohr sinken und sagte verblüfft: „Hol mich der — Kapitän — da drüben ist was nicht in Ordnung; woollt' mir schon lang' nicht gelassen, daß sie den alten Kapitän treiben lassen, wie er gerade Luft hat!“ Der Kapitän nickte beifolgend, dann meinte er: „Sonst reißn sie doch aus vor uns, versuchen's wenigstens, aber der Franzose da drüben hat, seit ich ihn beobachte, noch nicht eine verdächtige Bewegung gemacht. Na, in's Klare müssen wir jedenfalls kommen, frag' weiter, Johnny!“ Der nahm sein Sprachrohr wieder auf und brüllte hinüber: „Wo steckt denn die Besatzung?“ Jetzt konnten die Engländer jedes Wort klar und deutlich verstehen; „Der Kapitän und sechs Matrosen sind schon todt und über Bord, fünf liegen noch krank unten, um Gottes willen, erbarmt Euch unser!“ Die Gesichter der Engländer waren immer länger und finstrier geworden, und mit einer gewissen Scheu fragte der Mann am Sprachrohr: „Was fehlt denn den Leuten?“ — „Peft!“ Klar und scharf tönte das entsefliche Wort durch die reine, ruhige Luft. Kaum hatten aber die Schallwellen die Ohren der Engländer erreicht, als diese wie auf ein Kommando nach der anderen Seite des Schiffes hinüberstürzten, als ob sie dort entfernter von dem Gräßlichen wären. Der Kapitän selbst gab augenblicklich Befehl, das Schiff zu wenden und nach der offenen See hinaus zu halten, während Johnny, sein Vertrauter, sich nicht enthalten konnte, noch einmal hinüberzurufen — die mehrstimmige nutzlose Jagd hatte ihn erbittert: „Hol Euch der — nein, ich will Euch nicht's Böses mehr wünschen — Gott mög' Euch gnädig sein, aber thun kann ich nichts für Euch, Mann, werdet's einfehn, wir können nicht um einiger Franzosen willen, die vielleicht schon todt sind, das Leben unserer braven Burschen auf's Spiel setzen.“ Ueber die Brauseheit Derer da drüben zerbrach sich

Villani nicht weiter den Kopf, aber seiner Rolle eingedenk, rief er verzwelfungsdoll: „Um Gott und aller Heiligen willen, erbarmt Euch meiner, wenn Ihr Menschen seid! Ich bin kein Franzose, ein Italiener, ein Pasagier, den sein Unglück in Smyrna auf dies ungeliege Schiff geföhrt hat — laßt mich doch nicht ganz hilflos zu Grunde gehen!“ Wie ein Todessehrei in höchster Noth tönten die Worte über's Wasser hin und zu den Ohren der Piraten. Die sahen sich schief fragend von der Seite an, der Kapitän selbst strich bedenkend seinen blonden Bart und fragte dann langsam: „Sind Einige da, die's wagen wollen, ein paar Flaschen Weineßig hinüber zu schaffn?“ Fünf Mann meldeten sich, die ein schnell herabgelassenes Boot besetzten, und begünstigt vom Wind, der sich etwas gedreht und dadurch die ohnehin geringe Schnelligkeit des französischen Schiffes noch bedeutend vermindert hatte, legten sie bald bei der „Belle Heloise“ an. Ja, es waren Seeräuber, die da kamen, und doch nöthigten sie dem Steuermann hohe Achtung ab, denn die paar Menschen da unten trogen — wenigstens ihrer Meinung nach — einem fürdabaren Tod, um einigen leidenden Mitmenschen zu helfen. Mit innigen Dankesworten nahm er die Flaschen in Empfang, die ihm die Piraten an einer langen Stange hinaufreichten, aber ehe er noch seinem Wunsche, ihn mit an Bord des Engländers zu nehmen, Worte leihen konnte, entfernte sich das Boot schon wieder mit einer Geschwindigkeit, als ob es bei einem Wettrennen einen Preis erringen müßte. Sorgfältig stellte der Italiener die Flaschen in eine geschützte Ecke und beobachtete dann, wieder auf dem Taue sitzend, das fliehende Boot. Kaum hatte dasselbe am Schiff angelegt, so entfaltete dies seinen letzten Fegeln Segeltuch, um nur so schnell wie möglich aus der gefährlichen Nachbarschaft wegzukommen. Als es endlich so weit entfernt war, daß man selbst mit dem besten Fernrohr nicht mehr auf ihm zu unterscheiden vermocht hätte, was auf der „Belle Heloise“ vorging, rief er fröhlich: „Alle Mann auf Deck!“ Wie gern folgten sie dem Ruf, denn es war nicht unangenehm gewesen, stundenlang da unten in Angst und Unwissenheit eingeschlossen zu sein. Am meisten hatte Grenaud ausgestanden, dessen alter Argwohn wieder aufgetaucht war, daß sein Steuermann am Ende gemeinlichliches Spiel mit den Engländern mache und ihm nur eine Komödie vorgepielt habe, um das Schiff mit seiner kostbaren Ladung desto leichter in die Hände seiner Spießgesellen zu liefern. Von dem Verdacht war er nun allerdings befreit, und als das Schiff wieder seinen richtigen Kurs auf Marseille zuhielt, wurde der Patron beinahe übermüthig und ließ sich ruhig gefallen, daß ihn Villani ein um's andere Mal Schwiegervater nannte, ja, als das Schiff nun wirklich vom Wind begünstigt, bei Anbruch der Nacht im Hafen von Marseille Anker warf, da war Papa Grenaud so gerührt, daß er seinen künftigen Schwiegersohn umarmte, und Anne ließ sich nicht lange bitten, dasselbe zu thun. Villani gab seinem Schwiegervater als ein Hochzeitsgesandter der Engländer den Weineßig und erludte ihn, denselben auf sein Wohl zu trinken. Das that Jacques Grenaud nicht, aber als einige Wochen später Anne und Angelo getraut wurden, da legte er sich beim Hochzeitsmahls einen kleinen Haarbentel zu.

Anne und Angelo waren entschieden das hübscheste und zur Zeit auch glücklichste Paar in Marseille, er selbst hatte an der Seite ein Vermögen verdient und außerdem für Lebenszeit einen vortrefflichen Steuermann, der ihm fast gar nichts kostete. Und wenn verdante er das Alles? Jacques Grenauds Schwiegersohn. Narrenlob. Im Jahre 1726 nahm Friedrich Wilhelm der Erste den Magister David Jagmann (geboren zu Wiesenthal im sächsischen Erzgebirge) als „Spasmacher“ in seine Dienste. Seine Aufgabe bestand darin, dem König die Zeitungen vorzulesen, „den Diskurs nicht ausgehen zu lassen“ und — was die Hauptaufgabe war — in den Sitzungen des besagten Tabaksfollegiums als Stichtblatt des königlichen Wises zu dienen. Trozdem Jagmann in seiner Eigenschaft als „lustiger Rathy“ Vieles zu dulden hatte, legte er doch eine geradezu slavische Verehrung für den König und schrieb endlich eine Biographie desselben unter dem Titel „Leben und Thaten des großmächtigsten Königs Friederici Wilhelmi von Preußen,“ in der er dem Regenten dermaßen Weihrauch streute, daß Friedrich Wilhelm das Buch wegen der darin enthaltenen großen Schmeicheleien jorinig in die Ecke schleuderte. „Wer sich von einem Narren loben läßt, muß selbst für narriß gehalten werden,“ rief er aus und gab sofort Befehl, das servile Machwerk in den preussischen Staaten zu konfiszieren.

Keine Lüge. Mutter: „Willy, Du hast eben eine Lüge gesagt; weißt Du, was den kleinen Jungen geschieht, die lügen?“ — Willy: „Nein, Mama!“ — Mutter: „Die Holt ein großer schwarzer Mann, mit einem Auge auf der Stirn, fliegt mit ihm nach dem Mond, und da müssen sie ihr ganzes Leben lang bleiben. Darum darfst Du nie lügen, es ist sehr häßlich, und Du weißt, ich lüge nie!“

Frei für Männer! Das merkwürdigste Mittel des Zeitalters für verlorene Kraft.

Ein freies Probepaket per Post gesandt an alle, welche darum schreiben.



Freie Probepakete eines außerordentlich merkwürdigen Mittels werden von dem State Medical Institute, Fort Wayne, Ind., ausgetheilt. Sie haben so viele Männer geh'ilt, welche jugendlich gegen verlorene und physisches Leiden in Folge verlorener Manneskraft angeknüpft hatten, daß das Institut beschloß, sein hat, freie Probepakete zu verschicken an alle, welche darum schreiben. Es ist eine Hausbehandlung, und alle, welche irgendwie an geschlechtlicher Schwäche infolge jugendlichen Leichtsinns, vorzeitigen Verlustes der Kraft und des Gedächtnisses, Rückenweh, Paralyse oder Abmagerung von Körpertheilen leiden, können sich nun zu Hause selbst curiren. Das Mittel hat eine eigenthümlich angenehme Wirkung von Wärme und scheint direkt auf die gewöhnliche Stelle zu wirken und Kraft und Entwidlung da zu gewöhnen, wo solche noch thut. Es curirt alle Uebel und Beschwerden, welche Jahre des Mißbrauchs der natürlichen Funktionen herbeigeföhrt haben, und ist in allen Fällen ein absoluter Erfolg gewesen. Ein Gesuch an das State Medical Institute, 411 First National Bank Building, Fort Wayne, Ind., um eines der freien Probe Pakete, wird berücksichtigt werden. Das Institut wünscht die große Klasse von Männern, welche nicht zu abkommen können, und behandelt zu werden, zu erreichen, und das freie Probepaket wird ihnen prompt und leicht es ist, von geschlechtlicher Schwäche geheilt zu werden, wenn die richtigen Mittel in Anwendung kommen. Das Institut zieht keine Grenzen. Jedem Jemand, der darum schreibt, wird eine freie Probe zugesandt bekommen, sorgfältig verpackt in einfachem Packer, sodas der Empfänger keinerlei Unannehmlichkeit oder Veröfentlichung dadurch haben wird. Die Letter werden erücht, ohne Verzug zu schreiben. Es ist ganz natürlich, daß, wenn ein Mann von solch plagenden Uebeln gequält worden ist, er darüber enthusiastisch sein sollte und nicht länger die freudige Möglichkeit für sich behalten kann. So kommt es denn, daß Tag für Tag Verweise, wie die folgenden zu ihnen gelangen, zum Dank für das Interesse in der Wohlergehen: „Geehrte Herren! Ich hoffe, Sie haben Zeit zuzuhören, während ich Ihnen den Dank ausbreite für Ihre Güte gegen mich. Ich gebrauche Ihre Probe. Sie weckte mich auf. Ich ließ mehr davon kommen, und so wahr wie der Tag, ich habe meine frühere körperliche Kraft und mannhafte Thätigkeit wieder. Nichts ist mir je bekannt geworden, das mir auch nur annähernd so viel Gutes gethan hätte.“ „Geehrte Herren! Das war eine merkwürdige Probe von Medizin, welche Sie mir zuwandten. Sie ging direkt an die richtige Stelle. Ich konnte es fühlen. Ich war ganz verdrochnt und ausgezehert, aber heute bin ich so lebhaft wie ich fröhe, und so hoffnungsvoll in Bezug auf die Zukunft, wie nur je ein Mann sein konnte.“ „Geehrte Herren! Lassen Sie mich nicht Ihre Bekanntheit verlieren. Die Probe, welche Sie sandten, hat mich gar bald wieder in Ordnung gebracht, und ich will alles haben, was zu einer vollständigen Kur nöthig ist. Ich habe 12 Jahre lang gelitten und ich lege den Betrag bei für Ueberwindung der vollen Behandlung, besonders für die Entwicklung der Theile.“ Als Regel hat eine Medizin-Probe den Zweck, die Form und ihren Werth im allgemeinen bekannt zu machen, aber diejenigen, von dem State Medical Institute ausgesandt, haben hunderten von Männern Freude bereitet, wegen der schnellen Wirkung des Probe-Mittels. Es ist es wohl werth, sich es kommen zu lassen.

Welche Hälfte ist die bessere Hälfte? Die Pflichten einer Hausfrau sind anstrengender, als die Männer es sich vorstellen. Keinemachen allein — diese niemals beendete Arbeit — reicht nicht aus ihre Kräfte auf. Mehr wie die Hälfte der Arbeit des Keimmachens kann sie für sich gethan bekommen, wenn sie es will, und die Kosten sind so gering, daß sie kaum der Rede werth sind. FARRBANK'S GOLD DUST Wasch-Pulver. That die größere Hälfte des Keimmachens; that es besser als irgend eine andere Methode; that es leicht, schnell und billig. Größtes Paket — größte Ersparnis. THE N. K. FAIRBANK COMPANY, Chicago, St. Louis, New York, Boston, Philadelphia.

VICK'S SEEDS WHITE... THREE RAMBLER ROSES AND... CRIMSON. Will make a magnificent hedge, beautiful shade for the piazza, or a charming bed. Constant bloomers, perfectly hardy. One plant will produce thousands of flowers. One each, only 40 cents, delivered. VICK'S Garden and GUIDE. The Royal Man's Catalogue and the Ladies' Gardener and Adviser. Floral. The only one containing full descriptions and Directions for planting and culture, so comprehensive, condensed, classified and indexed that He Who Uses May Read. Many illustrations from nature. Colored plates of Sweet Peas, Nasturtiums, Tuberosa Begonia, Golden Day Lily, Cactus Dahlias, Daybreak Asters. Beautifully embossed cover; 120 large pages completely filled with honest illustrations. FREE upon application. Vick's Seeds Never Disappoint. JAMES VICK'S SONS, Rochester, N. Y. FREE! (For the) Vick's Illustrated Monthly Magazine THE GARDENING FANCIER'S AUTHORITY. Is a veritable mine of information about Flowers, Vegetables and Fruits and how to grow and care for them successfully. A farm house may be brightened at a slight expense and the grounds made attractive, instead of bare and uninviting. The price of VICK'S ILLUSTRATED MONTHLY MAGAZINE is Fifty Cents per copy, but if you will return this Coupon with six two-cent stamps for postage will be mailed to you regularly for six months for trial. Write at once to VICK PUBLISHING CO., Rochester, N. Y.